

Der Erzähler.

Wöchentliche Gratis-Beilage der „Bildener Zeitung“.

Verantwortlicher Redacteur Carl Kraus, Düsseldorf, Biltnerstr. 6.

Nr. 13.

Samstag, 23. September 1882.

1. Jahrg.

Strategische Studien.

Humoristische Erzählung von A. Meis.

13

9.

Der Weltenbau, behaupten die Philosophen, habe Lücken — warum sollten sich solche im Clausenwitz nicht finden?

Das Kapitel, welches die Generalin suchte, fand sie nicht vor — kaum einige vage Andeutungen über diesen Gegenstand. Das verursachte ihr eine nicht unerhebliche Mißstimmung. — Auch daß der Obrist, der doch sicherlich aus der Stadt zurückgekehrt sein mußte, sich noch nicht bei ihr gemeldet hatte, war ihr auffallend und nahm ihr einen zweiten Teil ihrer guten Laune.

Und endlich ließ die Baronesse bitten, sie zu entschuldigen, wenn sie nicht an dem Nachtmahl teilnehme, da ein ungewöhnlich heftiger Kopfschmerz sie plötzlich ergriffen habe und sie sich sehr früh zu Bett zu begeben gedächte.

Diese drei Ereignisse, welche so ganz und gut gegen die von ihr so hochgehaltene Disciplin verstießen, verstimmten sie ganz ernstlich, und ihr Haushalt und die Dienerschaft mußten die Mißstimmung arg fühlen.

So verstrich der Abend, und wahrlich, er glich nicht dem Beschluß eines Tages, an dem Frau von Hohenberg ihrer Meinung nach einen so herrlichen Sieg erkämpft hatte.

Schon war sie im Begriff, ihr Schlafgemach aufzusuchen, als ein an und für sich unbedeutendes Ereignis, dessen Tragweite sie anfangs gar nicht ahnte, doch diesen Tag auf eine seltsame und ganz unerwartete Weise beschloß.

Als sie zufälliger Weise bei dem Bücherkasten ihres verstorbenen Gemahls vorbeiging, fiel ihr Blick auf den dick in Goldbuchstaben auf dem Rücken eingepprägten Titel eines Buches.

„Von der Belagerung fester Plätze“ las sie.

Das war ein Fingerzeig. Schnell hatte sie das Buch ergriffen, mit sich genommen, und während ihre alte Kammerfrau ihre Nachtoilette beendete, hatte sie eifrig darin geblättert. Das eifrige Hin- und Hergehen jener störte sie sogar und sie befahl ihr, sie allein zu lassen — sie würde das, was noch fehle, allein besorgen. Und als sie allein war, las sie mit der größten Aufmerksamkeit in dem aus dem Anfange des vorigen Jahrhunderts datierenden Werke.

Tiefe Ruhe herrschte in dem Landhause der Generalin von Hohenberg, als diese plötzlich in der Lektüre innehielt und ganz erschreckt vor sich hinblickte. Dann — nachdem sie sich ein wenig erholt, begann sie das, was sie so empfinden, noch einmal zu lesen. Die betreffende Stelle lautete:

„Item soll die Uebergabe kein Grund sein, Humanitatem christianam außer Auge zu lassen, soll letztere löbliche Eigenschaft sogar post redditionen in viel höherm Grade ausgeführt werden.“

„Item muß der Befehlshaber aber auch hier vor allen Dingen die Interessen und Ordres seines vorgelegten *aux belli* im Auge behalten sowie die seiner eigenen Offiziere, Subalternen und Mannschaften.“

„Item soll die gefangene Garnison und ander Kriegsvolk, so in der Festung sich befunden hat, mit großer Wachsamkeit unangesehen beobachtet werden, besonders, wenn sie ohne heroischen Widerstand kapituliert haben; denn *exempla* bezeugen, daß sothane Gefangene oft voller List sind und voller Tücke, rebellieren, konspirieren und sogar *magna cum crudelitate* ihre Freiheit zu erwingen suchen.“

Dieser letzte Passus war es besonders, der die Generalin mit einem Male so stutzig gemacht hatte.

Ihr war plötzlich eingefallen, daß Sophiens Widerstand doch eigentlich nicht so . . . heroisch gewesen wäre, wie er hätte sein können und wie sie auch manchmal gefürchtet hatte, daß er sein würde.

Die merkwürdig schnelle Uebergabe auf Gnade und Ungnade — ihr schleuniger Abgang — dann ihr Nichterscheinen beim Nachtmahl und der doch etwas triviale Entschuldigungsgrund dafür!!! . . .

Ein unnenbares Gefühl der Angst und Bestürzung bemächtigte sich ihrer plötzlich — sie sprang von ihrem Sessel auf und starrrte mehrere Minuten lang wie im Traume vor sich hin.

Doch man kennt ja die Energie der ehemaligen Divisionskommandantin. Die konnte sich nicht lange, ohne zu handeln, mit einem so peinlichen Gedanken herumtragen.

Schnell warf sie eine Art von Mantel um, der ihr als Schlafrock seit langen Jahren schon diente, ergriff mit fester Hand den Leuchter und mit der andern ihren Krückstock, und verließ das Zimmer. — Leise durchschritt sie den Korridor, welcher bis zum Gemache ihrer Nichte führte, mit schnellem Griffe drückte sie die Klinke nieder und öffnete die Thür.

Das Zimmer war leer — das Bett unangestastet — einige Kleidungsstücke lagen zerstreut umher!

Warum sollen bedeutende Menschen denn nicht auch menschliche Schwächen haben? — Wir scheuen uns nicht, hier zu konstatieren, daß die Generalin bei diesem Anblick länger als eine Minute auf ihren Beinen schwankte und sich an dem Thürpfosten anlehnen mußte, um sich überhaupt aufrecht zu erhalten.

Dann trat sie in das Zimmer und sank in einen Lehnstuhl. — Das hatte sie arg gepackt! Und noch hatte sie eigentlich keine Ahnung von dem, was passiert sei.

Plötzlich jedoch sprang sie wieder auf. Ein unheimlicher Gedanke hatte ihren Geist durchzuckt. . . Reminiszenzen aus Romanen, die sie ehemals gelesen, wie junge Mädchen, die man zu einer Heirat zwingen wollte, dem elterlichen Hause entflohen wären. . . ja wie sogar einige. . . sich ein Leid angethan hatten.

Die Generalin fühlte, wie die Pulsationen ihres Herzens stille standen. . . doch sie war eine starke Frau, die sich nur Augenblicke lang von den Ereignissen, und wenn es auch die außerordentlichsten waren, außer Fassung bringen ließ.

Sie raffte sich auf. . . im Sturmschritt eilte sie ihrem Zimmer zu und schellte. — Jetzt kreuzten sich die Befehle, die sie ihrem alten Diener und der Kammerfrau geben wollte, eine Minute lang in ihrem Hirne; aber ebenso schnell, wie es entstanden, verwarf sie alles wieder, und ihr einziger aber desto energischer Befehl lautete:

„Hier bleiben! — zu allem sich parat halten — mich erwarten!“

Dann riß sie dem alten Peter, welcher aus dem Vorhause gekommen war, die Laterne aus der Hand, und als wenn sie vierzig Jahre jünger gewesen wäre — sprang sie fast die Treppe hinunter — und lief durch den Garten.

Ein oder vielmehr zwei neue Gedanken waren ihr plötzlich gekommen. — Der erste: Daß die Dienerschaft bis jetzt noch gar nicht notwendig habe, zu erfahren, welch ein entsetzliches Unglück passiert wäre — und der andere: daß die Milchschwester Sophies, und in allem ihre Vertraute, die jenseits des Gartens am Saume des Waldes ein kleines Häuschen bewohnte, seitdem sie sich verheiratet, wahrscheinlich ihr die beste Auskunft geben könnte über das, was geschehen wäre. — Dorthin begab sie sich.

Die Gartenpforte war geöffnet.

„Hier durch ist sie entschlüpft,“ sagte sie und leuchtete auf den Boden. Mit einem Male überkam sie wieder eine unendliche Angst. . . sie stand stille und faltete die Hände.

„Lieber Gott,“ murmelte sie. . . „laß es mich nicht entgelten, daß ich manchmal auf meiner Meinung so fest bestehe — doch meine Schuld ist es nicht; — dieser gottlose Clausewitz ist es, der. . .“

Doch plötzlich sich aufraffend, senkte sie wieder die Laterne und stürmte in die Nacht hinaus.

Die Entfernung von dem Garten der Generalin bis zu dem Häuschen der Milchschwester der Baronessa betrug wohl zehn Minuten, und an andern Tagen hätte sie wohl zwanzig darauf verwendet. — Jetzt genügten der alten Frau wenig mehr denn fünf!

Aber noch einmal verließen sie fast die Kräfte, als sie sich vor dem Häuschen befand und nur noch

eine Stufe zu ersteigen hatte, um einen Blick in das hell erleuchtete Zimmer werfen zu können, dessen Fenster noch dazu geöffnet waren.

„Lieber Herr,“ betete sie — „geh nicht zu streng mit mir ins Gericht, erteile mir Pardon; denn ich bin ein sündig Weib!“

Und durch dieses stumme Gebet gestärkt erstieg sie die Stufe und beugte sich vor. . .

Als wenn sie ein Medusenhaupt gesehen, fuhr sie zurück. . . Ein entsetzliches Schauspiel hatte sich ihren Blicken dargeboten!

Eine Viertelstunde später kehrte sie langsam in ihr Landhaus zurück.

Sie hatte alles gesehen — alles gehört — sie war wie zerschmettert, und — nachdem sie die ganze Dienerschaft wieder ins Bett kommandiert, ging sie in den Salon und fiel mehr, als sie sich setzte, in ihr Fauteuil! — Auf dem Tischchen vor ihr lag das vielbewährte Buch vom General Karl von Clausewitz: „Vom Kriege.“

„Alter Esel!“ rief sie, indem sie den Band ergriff und heftig bei Seite warf.

Wir sagten vorher: sie habe alles dort gesehen und gehört. — Wir täuschten uns.

Sie sah nicht, daß jenseits der Ecke des Häuschens ein alter Herr auf eine Leiter gestiegen war und gleichfalls seine Blicke durch ein anderes Fenster ins Zimmer senkte; — sie war nicht Zeugin, auf welche wahrhaft kannibalische Art er seinen Schnurrbart behandelte, und da er diesmal gezwungen war, nur Gedankenmonologe zu halten, konnte sie nicht vernehmen, als er zu sich sagte:

„Das heißt. . . wir sind beide auf eine jämmerliche Weise von diesen beiden Rekruten hinter's Licht geführt worden. . . hm. . . dreißig Millionen. . . hm. . . seit Jahr und Tag also. . . haben sie uns diese Komödie der Gleichgültigkeit vorgespielt, weil wir sonst nie die Einwilligung gegeben hätten. . . An den Galgen. . . hm. . . Und wie er ihr dankt, durch ihre Liebe ein ordentlicher Offizier geliebt zu sein! . . Infam kassieren den Kerl. . . hm. . . So, sie macht ihm Vorwürfe, die kleine Maske, daß er die Rolle der Liederlichkeit zu sehr naturell gespielt habe. . . Glaub's schon!“

Was, Fräulein Raseweis? Wollen mir so die Cour machen, mich so hätscheln, daß ich noch mal wieder jung wie ein Lieutenant werden soll? Schöne Geschichte. — Und er. . . alle Tage will er mit ihr Piquet spielen — sie immer gewinnen lassen, der schlechte Kerl — den ganzen Clausewitz auswendig lernen! . . Ich werd's Dir weisen! . . Ja, freut euch nur beide, uns überlistet zu haben. . . ein nettes Pärchen, Ihr beide. . . Und die Hochzeit zu Ostern. . . und das dumme Weib, die Anna — die würdige Milchschwester, die dasteht und in die Hände klatscht! . . Das Haus werde ich ihr über dem Kopfe anzünden. . . das brave Tier, die Arabella, die den Weg seit' Jahr und Tag schon macht, hat mich auf eure Schliche gebracht. . . hm! wäre sonst nie darauf gekommen; . . aber bin ein alter Reiter, verstehe, was die Pferde wollen. . . und — hm. . . so,

geb Euch das Wort, bis zur Verheiratung die Rolle weiter zu spielen, damit wir Euch keinen Strich durch die Rechnung machen . . hm. Es scheint mir . . .“

Doch der Leser möge mit uns darauf verzichten, den endlosen Monolog des Obristen weiter mit anzuhören. Nur so viel wollen wir noch erwähnen, daß, als endlich Berting die Leiter herunterstieg und sich reckte, er vor sich hinbrummte:

„Verteufelte Situation — wenn nur die Generalin erfährt, wie sehr ich mich blamiert habe . . .“

Fast zur selben Zeit zog sich Frau von Hohenberg in ihr Schlafzimmer zurück und murmelte vor sich hin:

„Da ist nun nichts mehr zu machen. Ich kann mich nicht deconvolvieren . . Sie müssen weiter glauben, ich halte mich für die Siegerin! Die Hauptsache ist, daß der Obrist nicht erfährt . . wie ich mich habe düpierten lassen! . . Und von wem? . . Von einem Kinde . . und von einem Dragoner!“

10.

„Quarte majeure in Carreau, zwei Terzen . . machen zehn.“

„Bitte gehorsamst um Entschuldigung — habe die Quinte mineure in Coeur aufgenommen!“

„So! — Und da ich drei Asse und drei Könige habe, so werden Sie wohl wieder die vierzehn Buben haben.“

„Zu Befehl, Excellenz . . .“

„Die Karten müssen Sie machen! . . Also ist die Partie wieder die Ihre!“

„In der That!“

„Sie haben wirklich viel Glück — haben aber heute Abend sehr gut gespielt!“

„Ich danke für das seltene Kompliment, Excellenz.“

„Apropos . . ich wollte Sie um etwas bitten!“

„Stets zu Befehl!“

„Da wir nun die Campagne glücklich beendet und es mir mit Ihrer intelligenten Kooperation gelungen ist — die Beiden, die draußen auf der Veranda sitzen, zum Heiraten zu bringen . . hm . . ich habe einen abscheulichen Husten! . . kurz, ich habe beschlossen, die Hochzeit nicht bis zu Ostern zu verschieben, sondern dieselbe schon vor Weihnachten feiern zu lassen!“

„Hm . . hm . . ich meine.“

„Ja, ja . . Ihr Sohn, ich weiß. Es wird Ihnen Mühe genug gekostet haben, ihn zu bestimmen!“

„So wie Ew. Excellenz . . hm . . bei der Baronesse!“

„Also . . wir sind einig, nicht wahr? — Zu Weihnachten — und wenn sie sich sträuben . . .“

„Ach was . . werden sich nicht sträuben . . im . . .“

„Wie meinen Sie . . .“

„Ich meine . . im Gegenteil . . der Gehorsam, der Respekt vor Ew. Excellenz . . .“

„Ganz recht . . doch Sie geben, lieber Freund; aber mischen Sie gut!“

E n d e.

Die Buchdruckerliebe.

Buchdrucker, Hebammen, Nachrichten, Schornsteinfeger und Apotheker — dieses fünfblättrige Kleeblatt nimmt nach der sächsischen Gewerbeordnung einen besondern Rang ein; es bedarf der Konzession. Es mag sich vielleicht in dieser Ausnahmestellung eine außerordentliche Staatsweisheit offenbaren — dies kann hier nicht untersucht werden, jedenfalls stellen sich die Buchdrucker — von den Hebammen läßt sich dies nicht mit Bestimmtheit behaupten — in ihrem Leben und ihrer Liebe über das Gewerbegesetz. Wie das zunftgemäße Lieben schon längst keine Mode mehr bei ihnen gewesen ist, so bedürfen sie auch jetzt zu ihrer Liebe keiner Konzession, höchstens, da sie selbst derselben einige Konzessionen machen — das ist indessen Privatsache, welche unter vier Augen abgemacht wird.

Tritt man in einen Setzeraal, wo vielleicht fünfzig und mehr Setzer arbeiten, sieht man sie still dastehen, den Winkelhaken in der Linken und mit der Rechten eifrig über den Schriftfächern umherfahrend, hier und dort eine Letter aus einem der Fächer hervorholend, wie Täubchen Weizenkörner von der Erde aufspicken, um die ganze Bücherweisheit Buchstaben für Buchstaben zusammenzusetzen, sieht man ihnen allen auf den Rücken, so sollte man glauben, die Schriftsetzer wären die unschuldigsten und friedlichsten Menschen in der ganzen Welt. Es liegt der Gedanke so nahe, daß ein Mensch, welcher vielleicht ein halbes Jahr und länger nur an der Bibel gesetzt, welcher die fünf Bücher Moses, die Psalter, die Weisheit Salomonis, das Buch Judith, die großen Propheten und Nahum, Habakuk, Zaphanja, Haggai, Sacharja, Maleachi, wie den Gesang der drei Männer im feurigen Ofen zusammengestellt hat, von dem alttestamentlichen Geiste angehaucht sei, man hofft, daß er von dem weisen Salomo wenigstens den einen Spruch: „Es ist alles eitel“, sich angeeignet habe, allein Gedanken und Hoffnungen lügen und der Schein trügt bei den Buchdruckern ebenso gut, wie bei den Kronprinzen. Höchstens, daß ein Buchdrucker mit Salomonischem Anklang sagt: „Alles ist Wurf!“

Die Buchdrucker haben außerordentlich viel Originelles, es läßt sich indes schwer ergründen, woher sie dasselbe haben. Weiß man um ihre Eigentümlichkeiten, so erkennt man jeden derselben und begegnet er einem als Eva verkleidet auf einer wüsten Insel. Es steckt in jedem Buchdrucker eine Lebenskraft und Zähigkeit, welche außerordentlich schwer und nur durch ganz besondere Bemühungen tot zu machen ist. Ein tüchtiger Setzer kann, wenn es durchaus notwendig ist, d. h. wenn er mit seinem Liebchen eine Sonntagspartie vorhat und deshalb Geld bedarf, zwei Tage und zwei Nächte arbeiten, ohne zu ruhen, und er kann drei Tage und vier Nächte, ohne sich Erholung zu gönnen, knien und schiebt zum Schluß noch Kegel. Ueberhaupt spielt der Durst im Leben des Buchdruckers eine außerordentliche Rolle. Des Morgens trinkt er, um den Durst milde anzuregen, des Nachmittags um ihn zu stillen, und des Abends aus des Lebens süßer Gewohnheit.

Begegnet man Samstag abends einem Haufen lustiger Gefellen, welche so fed und lebensfrisch in die Welt hineinschauen, als wollten sie direkt nach Konstantinopel reisen, um dem Sultan seinen Harem abzukaufen, so kann man dreist einen Pfennig gegen zehn Dukaten wetten, daß es Buchdrucker sind. Sie haben ihren Wochenlohn ausgezahlt erhalten und nun — Zuchheidi, Heidi, Heida! Zuchheidi, Heida! Sie sind müde, können indes nicht schlafen, so lange noch Geld in der Tasche ist.

Es ist etwas spät am Abend, was die Nachtwächter und Philister früh am Morgen oder Sonnenaufgang nennen. Die Thür einer Restauration wird geöffnet, ein Haufen junger Burschen stürmt heraus und hinter ihnen schlägt der Wirt die Thür zu mit einem Fluche, weil er so spät zur Ruhe kommt und seine Frau ihn zeitig wieder aus dem Bette treibt. Die Burschen kümmern das nicht, zum Heimgehen hat noch keiner Lust, aber wo eine Restauration finden, wäre sie auch noch so klein, welche um diese Zeit noch geöffnet ist! Einer er bietet sich als Führer da er eine Kneipe wisse, welche nie geschlossen werde. Wir kennen ihn nicht, außerdem ist es noch nicht hell genug, um ihn zu sehen, aber dreist können wir nach Hause gehen und auf unsern Hausschlüssel schwören, daß der Führer ein Setzer war, denn diese besitzen in dieser Beziehung eine wunderbare Vorkenntnis.

Alle Buchdrucker ahmen den Studenten nach. Sie haben etwas Burschikoses, und singen alle Studentenlieder. Dazu paßt auch der kleine fedde Schurzbart, und bei manchen die Schulden. Das Burschikose legt sich bei ihnen erst, wenn sie in das Gesejoch gespannt sind, dann bildet sich um ihre Nase ein leidender Zug.

Buchdrucker! He! Unglückseliges Wort! Sobald ein Setzer liebt, wird er zur Landplage für die Korrektoren. Dann ist es aus mit einem korrekten Satz. Er setzt Mädchen statt Schäschen, Liebchen statt Stübchen, Kinder statt Sünder. Dazu muß dann noch kommen, daß der Korrektor auch verliebt, was indes bei Korrektoren selten eintritt, und der verzweiflungsvolle Autor sieht sich genötigt, seinem Werke ein ellenlanges Druckfehlerverzeichnis anzuhängen. Auf diese Weise entstehen dieselben.

Die Liebe ist bei dem Buchdrucker noch ein größeres Laster, als der Durst. Er ist zärtlich, leidenschaftlich und zu jeder That bereit, deren die Liebe fähig ist, nur nicht à la Ritter Toggenburg, das ist ihm zu langweilig, namentlich eines Morgens als Leiche dazusitzen.

Das erste Augenmerk seines empfänglichen Herzens richtet er entweder auf eine Näherin, welche sich einen anständigen Sparpfennig ernährt hat, oder auf eine jugendliche Köchin, welche ohne ihre Madame zu Markte geht und solche Gelegenheit zu benutzen versteht. Beim Tanz lernt er sie kennen und spricht in besonders gewählten Worten mit ihr. Köchinnen und Näherinnen sind schwärmerisch, ihre Herzen fangen leicht Feuer, und oft sind nur wenige Stunden — natürlich bei Mondschein — nötig, und der glückliche Setzer sitzt fest darin.

So ist es Anton Paske ergangen, er hat ein Liebchen, ehe es seine eigentliche Absicht gewesen ist. Sie ist ein hübsches Kind mit einem ganz neuen Hute. Er selbst ist zwar noch etwas jung, allein er kalkuliert ganz richtig so: „Bist du einmal verheiratet, so wird deine Frau dich schon älter machen.“ Das trifft zu, denn die Frauen verstehen das. Bis jetzt ist er zwar regelmäßig mit seinem Lohne nicht angekommen, allein seine Karoline besitzt ein Sparkassenbuch und ist die Freundin eines jungen Mädchens, deren Schwester bei dem Schwager seines Prinzipals schneidert. Durch sie hofft er auf diesen einen Einfluß zu gewinnen und es bis zum Faktor zu bringen, dann ist er geborgen.

Er ist in glücklichster Stimmung! Er möchte den ganzen Tag trinken, kegeln, oder mit seiner Kleinen spazieren gehen. An ihrer Seite schwebt er in höhern Lüften, sieht einen Polizeidiener für einen Kometen an und träumt sich Prinzipal mit fünf Schnellpressen. Er hat sich auf die Höhe geschwungen, daß ihn keine spitze Bemerkung des Korrektors unten auf der Fahne oder dem Korrekturbogen mehr ärgert; wozu ist der Mensch Korrektor, wenn er nicht korrigieren will! Jeden Abend kommt er mild angefaßelt heim und seine Karoline bringt ihn bis vor seine Thür. Zum Unglück muß er jetzt gerade Gedichte setzen. Sie klingen abends in ihm wieder, er glaubt eine poetische Ader in sich schlagen zu fühlen, besingt seine Karoline, den Abendstern und macht ein Weinlied mit Bierreimen. Es ist die fürchterlichste Zeit seines Lebens. Zum Unglück setzt er noch eine Art Pitteraturgeschichte: „Der deutsche Barnack“, und wird dadurch in seinen Begriffen von Dichter und Poesie ganz verdreht.

In stiller Stunde setzt er seine drei Gedichte, macht einen saubern Bürstenabzug davon, glättet ihn sorgfältig und überreicht denselben am Abend seinem Liebchen. Welches jungfräuliche Herz würde dadurch nicht gerührt? Karoline zerdreht eine Thräne mit der Wimper des linken Auges und haucht: „Ach, Anton!“ — Paske nennt sie ihn nämlich nur sehr selten. Anton steckt die linke Hand in die Weste und stützt sich mit der Rechten auf einen Stuhl — er fühlt sich als Dichter. Ein glühendes Verlangen ergreift ihn, sich öffentlich gedruckt zu sehen — er kennt den Redacteur des Lokalblattes — die Gedichte werden aufgenommen. Sein Setzerherz schlägt laut und freudig. Zu seinem Unglück erhält er aus Versehen Honorar für die Gedichte — drei Mark 20 Pfennig. Eine Stunde lang schwankt er, ob er seiner Karoline ein Kleid dafür kaufen oder das Geld in Wein vertrinken soll. Seine Buchdruckernatur siegt — das Geld wird vertrunken, das ist eines Dichters würdiger. Nicht vergebens will er das Weinlied gesungen haben! Nur mit Widerwillen steht er von jetzt an vor dem Setzerkasten. — Der Entschluß steht schon in ihm fest, ein Dichter oder Schriftsteller zu werden. Karoline bestärkt ihn darin. Er schreibt eine Novelle unter dem angenommenen Namen „Alfred von Taubenhain“, alle zärtlichen Gefühle seines ursprünglichen Buchdruckerherzens hat er darin ausgesprochen und an zwei Stellen hat er selbst geweint. An der einen, wo zwei Mädchen-

herzen zu gleicher Zeit brechen, und an der andern, wo ein blinder Vater zu seinem Sohne spricht: „Gustav, ich hätte eine größere Freude an dir zu erleben gehofft!“

Auch diese Erzählung wird in einem befreundeten Blatte abgedruckt, wenn auch ohne Honorar. Das bekümmert ihn nicht, er weiß, daß es Deutschlands Dichtern und Schriftstellern nicht vergönnt ist, Schätze zu sammeln, da sie oft ohne Honorar arbeiten müssen, zumal ehe sie sich einen Namen errungen haben. Mutig arbeitet er weiter. Seine Stellung als Setzer gibt er auf, seine Karoline führt er als Gattin heim, mit ihrem Ersparten bereitet er sich in bescheidener Straße der Vorstadt das Paradies der Flitterwochen. Er ist glücklich und hat Zeit, das größte Werk zu schreiben. Nur an einer Kleinigkeit, an dem Stoff dazu fehlt es ihm noch. — Seine Gedichte will indes kein Blatt mehr drucken, seine Erzählungen auch nicht — dies alles hätte er ertragen, nur daß Karolinchens Sparpfennige von Tag zu Tag geringer werden, ängstigt ihn. —

Ein Jahr ist nach seiner Verheirathung geschwunden. Es ist ein sonniger Frühlingssonntag nachmittag; alle Welt sucht das Freie. Früher hätte Pakke einen solchen Sonntagnachmittag mit Jubel begrüßt, er hätte sich in eine Droschke geworfen, wäre stolz nach einem Vergnügungsort gefahren und hätte dort lustig gezecht. — Jetzt? Dort vor der Stadt, hinter einer Planke auf einsamem Wege schreitet langsam ein junger Mann und eine junge Frau; beide ziehen einen Kinderwagen hinter sich her. Des Mannes Gesicht ist bleich, leidend, lebensüberdrüssig, das der Frau abgehärmt. Dies ist Pakke mit seiner Karoline. Das Schriftstellerleben und seine Liebe haben ihn so elend gemacht. Hin sind Karolinens Sparpfennige, er hat noch Schulden obendrein; hin ist sein Stolz und Bewußtsein, Dichter und Schriftsteller zu sein — daheim liegt ein ganzer Stoß Gedichte und Erzählungen, aber sie sind ungedruckt und ungelesen, und er selbst steht jetzt wieder den ganzen Tag vor dem Setzerkasten und in einer der kleinsten Offizinen; selbst seine Hoffnung auf eine Faktorstelle ist dahin, dahin! Das ist das Los des Schönen auf der Erde!

Hätte er doch nie geliebt, hätte er sein Herz doch lieber mit Schriftzeug ausgießen lassen, er würde es leichter getragen haben, als all diese getäuschten Hoffnungen, die häuslichen Sorgen bei fünfzehn Mark wöchentlichem Verdienst und die Vorwürfe einer Karoline, welche ein Sparkassenbuch besessen hat und gewohnt gewesen ist, neue Hüte zu tragen. Buchdrucker-Liebe — wie viel Unheil hat die schon angestiftet! Wie oft hat sie sich in ihren Erwartungen getäuscht gefunden! Dennoch ist es ein schöner Zug bei ihr, daß sie in den meisten Fällen treu ausharrt und stets eine gewisse Gutmütigkeit behält. Ist ein Buchdrucker einige Jahre verheiratet, so getraut er sich nicht, vor zwölf Uhr abends heimzugehen, weil, wenn er früher kommt, seine Frau erschreckt und glaubt, es sei ihm ein Unfall zugestoßen. Den Schrecken will er ihr ersparen und bleibt lieber drei Stunden länger aus, zum großen Nachtheil seiner Kasse, denn die drei Stunden kosten ihn sechs Glas

Bier, zwei Schlummerpunsche und eine Tasse Kaffee, abgerechnet das, was er obendrein beim Spiele verliert. Am flottesten ist die Buchdruckerliebe um die Zeit der Buchhändlermesse. Dann blüht ihr Weizen, weil es dann Gelder gibt.

In geschäftlicher Beziehung hängen die Buchhändler mit den Buchdruckern eng zusammen, — sie hängen in vielen Fällen sogar ganz außerordentlich zusammen, — in der Liebe haben sie indes, um dies hier beiläufig zu bemerken, wenig Aehnlichkeit mit einander. Ein Buchdrucker bewahrt sich immer einen burschikosen Anstrich, der Buchhändler stellt sich bedeutend über ihn, er verkehrt mit den Schriftstellern, das macht ihn stolz. In seiner Liebe ist der Buchhändler sentimental und weichlich, nennt sein Mädchen, mit dem er verlobt ist, wenn er ihm schreibt: „Mein herziges Bräutchen“ und schickt, wenn es möglich ist, den Brief durch Buchhändlergelegenheit. Mehr Eigenthümliches läßt sich über die Liebe der Buchhändler nicht schreiben — sie würden es auch nicht drucken lassen.

Von den Buchdruckern muß noch Ein Zug bemerkt werden. Außer Johannes Gutenberg, von dem es indes noch durchaus unerrwiesen ist, ist kein frommer Buchdrucker bekannt, und gibt's Revolution, so pfeifen alle lustig mit.

Friedrich Friedrich (im Frankf. Journal.)

Die russischen Krönungsinsignien.

Wie der Wiener Zeitung aus Petersburg, 7. d. M., geschrieben wird, sind in der Brillantkammer die Hofsjuweliere emsig beschäftigt, die Krönungsinsignien zu reinigen und in Ordnung zu bringen. Die Krone, nach dem Muster der spätern byzantinischen, ist auf mehr als 1100000 Rubel geschätzt und besteht in symbolischer Weise aus 2 Hälften, das west- und das oströmische Reich charakterisierend, zwischen denen sich auf einem Bügel das auf einem birnförmigen Rubine befestigte, aus 5 großen Diamanten bestehende Kreuz erhebt. Dieses wundervolle Werk wurde von Katharina II. gleich nach ihrer Thronbesteigung bei dem Hofsjuwelier Jeremias Pauz's, einem Genfer, bestellt; Pauz's erhielt alle Krondiamanten zu seiner Disposition und arbeitete Tag und Nacht, um mit seiner Arbeit für die Krönung der Kaiserin, d. h. am 22. September (3. Oktober) 1767 fertig zu werden. Mit Ausnahme des erwähnten Rubins besteht die Krone nur aus Diamanten und 54 großen untadelhaften Zahperlen. Noch wertvoller ist das Scepter, welches Kaiser Paul für seine Krönung (am 5. April 1797) herstellen ließ. Es ist mit dem wunderbaren Diamanten geschmückt, welcher unter den Namen Lasarew und Delow bekannt ist und über welchen so viel Sagen verbreitet sind. Er soll mit dem berühmten „Koh-i-Nur“ der englischen Krone, die Augen des goldenen Löwen vor dem Throne des Großmoguls zu Delhi gebildet haben, wanderte als ein Stück Glas oder Topas von einer Hand in die andere, bis ihn ein armenischer Kaufmann, namens Lasarew, erwarb, der ihn unter Lebensgefahr nach St. Petersburg brachte und ihn der Kaiserin Katharina II. anbot.

Die Kaiserin fand den damals noch rohen Edelstein zu teuer und Lafarew brachte seinen Schatz nach Amsterdam, dem Centrum des Diamantenhandels. Dort erstand ihn Graf Alexei Orlow für 450 000 Rubel, ließ ihn schleifen und legte ihn sodann der Kaiserin zu Füßen. Zugleich erwirkte er für Lafarew einen Adelsbrief und eine Rente von 2000 Rubel. Der Orlow wiegt $194\frac{3}{4}$ Karat, also $81\frac{11}{16}$ Karat mehr als der Koh-i-Nur. Beim Schliff verlor er $9\frac{3}{4}$ Karat. Er ist von einem wunderbaren Wasser und wurde im Jahre 1865 auf 2 399 410 Rubel taxiert. Jetzt ist er nach dem geringen Werte des Papierrubels gegen 3 Millionen wert. Auf dem Orlow steht ein zierlich emaillierter Doppeladler. Das im ganzen 81 Millimeter hohe Scepter diente auch bei der Krönung des Kaisers Nikolai zu Warschau, bei welcher Gelegenheit ein anderer Doppeladler mit dem polnischen Wappen auf der Brust aufgeschraubt war. Auch der Reichsapfel wurde für die Krönung des Kaisers Paul angefertigt. Er ist von Gold, mit einem Gürtel von 3 Reihen Brillanten umgeben, in deren Mitte ein schöner mandelförmiger Diamant angebracht ist. Ein ähnliches Band bildet den Kamm, auf welchem ein großer Saphir das aus Diamanten bestehende Kreuz trägt. Die Krone Ihrer Majestät der Kaiserin ist bedeutend kleiner, als die des Kaisers, aber von derselben Form. Sie besteht nur aus Diamanten. Besonders schöne und wertvolle befinden sich im Kreuze, in der Rosette der Vorderseite und im untern Rande. Sie wurde für die Krönung der Kaiserin Maria Alexandrowna bei den hiesigen Juwelieren Micholls und Plinke bestellt. Reich und nur aus Diamanten bestehend sind die Insignien des Andreasordens, welche die Majestäten nur am Krönungstage anlegen. Im ganzen beträgt der Wert der Krondiamanten nach dem heutigen Geldwerte gegen 12 Millionen Rubel.

Noch etwas vom täglichen Brot.

Bekanntlich sind nicht alle Nahrungsmittel gleich an Nährfähigkeit. Die Kartoffel nimmt in dieser Hinsicht eine der niedrigsten Stufen ein. Zehn Pfund Kartoffeln enthalten kaum soviel Nahrungsstoff wie ein Pfund gutes Fleisch und dabei sind sie viel schwerer zu verdauen als Fleisch. Welche Arbeit für den Magen bei so geringem Nutzen! Auf das Fleisch war es aber nicht abgesehen, denn das ist zu teuer; es sollte nur als Beispiel dienen. Es gibt aber noch andere Nahrungsmittel, die dem Fleisch wenig an Nährhaftigkeit nachgeben und nur den vierten Teil kosten; das sind die Hülsenfrüchte: Erbsen, Bohnen und Linsen. Machen wir einmal das Rechenexempel, wie sich Kartoffeln und Hülsenfrüchte zu einander verhalten. Der Nährwert der Kartoffeln sei 10 und der Hülsenfrüchte 75, der Preis 3 und 15 Pfennig, so erhalten wir ein Verhältnis von ungefähr 2 zu 3. Dazu kommt aber etwas, was sich durch Ziffern nicht darstellen läßt: der bessere Nuzeffekt bei den Hülsenfrüchten erstens dadurch, daß sie leichter verdaulich sind als Kartoffeln und zweitens, daß sie auch den Knochen und dem Gehirn durch ihren Gehalt an Phosphorsäure zu

gute kommen. Man kann also das Verhältnis unbedenklich wie 1 zu 2 annehmen.

Warum haben unsere Soldaten ein so gesundes, strammes und couragiertes Aussehen? Weil sie vorzugsweise mit Hülsenfrüchten genährt werden. Erhielten sie umgekehrt vorzugsweise Kartoffelkost, so würden wir eine elende, mutlose Truppe haben und es würde dem Militärfädel obendrein noch mehr kosten. Die Behauptung, daß eine Armee mit Kartoffelkost von einer Armee mit Erbsen-, Bohnen- und Linsenkost zuverlässig würde besiegt werden, bedarf keines Beweises, wenn man das Gesetz von Ursache und Wirkung überhaupt nicht verneinen will. Jene würden weder soviel Kraft und Mut haben als diese. Es ist mit diesen Ausführungen gar nicht gesagt, daß man nun sofort von der Kartoffel zur Erbsen- u. übergehen, den Kartoffelbau aufgeben solle. Die Kartoffel ist als Gemüse, als Füllspeise nicht zu entbehren und sie wird sich auch wegen ihrer Schmachthaftigkeit auf den Tischen der Reichen wie der Armen stets behaupten. Man soll aber nicht meinen, daß der Arme auf die Kartoffel geradezu „angewiesen“ sei. Sieben und ein halb Pfund Kartoffeln, die also nur soviel Nahrungsstoff enthalten, als 1 Pfd. Erbsen u., kosten ihm $22\frac{1}{2}$ Pfg., 1 Pfd. Erbsen aber nur 15 Pfg. Um $7\frac{1}{2}$ Pfd. Kartoffeln zu verdauen, bedarf er aber so viel Kraft, daß ein großer Teil des Nuzeffektes dadurch verloren geht. — Das alles sollte man am Tisch des Armen nicht vergessen.

Was ist ein Stammtisch?

Was ein Stammtisch ist, läßt sich leicht erklären. Ein Stammtisch ist ein bestimmter Tisch in einer bestimmten Restauration, in einem bestimmten Winkel derselben, an dem zu bestimmten Stunden des Tages bestimmte Gäste Platz nehmen, dieses sind Stammgäste. Was ist ein Stammgast? Das ist schon schwerer zu demonstrieren. Wenn in einem Restaurant ein Herr das Bierglas in die Höhe hebt und einen prüfenden Blick durchwirft und der Wirt springt hinzu und fragt ängstlich und devot: „Wohl trübe?“ und der Herr antwortet: „Nein, nichts“, — der Wirt aber das Bierglas ergreift, damit zur Bierausgabe stürzt, unterwegs zwei Kellnerjungen maulschelliert und dem Herrn ein frisches Glas Bier mit der Bitte kredenzt, zu entschuldigen u., so ist der Herr ein feltner Gast. Wenn ein anderer Herr das Bierglas in die Höhe hebt, durchsieht und zum Wirt, der eben vorübergeht, sagt: „Heute ist recht viel Pech im Bier“, worauf der Wirt leichtthin antwortet: „Ja das kann vorkommen“, — dabei aber dem Kellner ein Zeichen gibt, das Bier umzutauschen, so ist der Herr ein regelmäßiger, aber kein täglicher Gast. Wenn aber ein Herr ins Bierglas guckt und bald darauf mit einem Hölzchen eine Menge Pech aus demselben fischt und ganz bescheiden zum Wirt, der, beide Hände in den Hosentaschen, ruhig zusieht, sagt: „Aber das muß das letzte vom Faß sein, das kann man vor Pech kaum trinken“, und der Wirt wird feuerrot und schnauzt den Herrn an: „Na, Ihrem Magen schadet's doch nicht, wenn er 'mal ausgepicht wird!“ — so ist das ein Stammgast, vom Stammtisch notabene!

Düsseldorfer Balladen.

I. Der Guß des Reiterstandbildes zu Düsseldorf.

Der Kurfürst Johann Wilhelm sprach:
 „Nennst Städte mir im Reiche!
 Mein Düsseldorf steht keiner nach,
 Worin ich auch vergleiche!
 Und giebt es größ're hier und da,
 So sah ich keine fern und nah,
 Die eine bess're Stätte
 Der Kunst bereitet hätte.“ —

Und es vernahm das stolze Wort
 Der Troß mit Wohlgefallen.
 Wer liebte nicht den Heimatsort,
 Den Heimatsort vor allen? —
 Doch aus der edlen Herren Reih'n
 Sah mancher mit Befremden drein,
 Bis Einer sich ermannete
 Und frei und kühn bekannte:

„Verzeiht, Erlauchter Herr, verzeiht,
 Wenn Zweifel wir erheben!
 Sie sind wohl Straßen, grad' und breit,
 Von Häusern schmuck umgeben
 Liegt mancher Platz, — das freuet schier, —
 Allein man mißt die schönste Zier:
 Die stolzen Monumente
 Auf hohem Postamente!“

Der Kurfürst hört's mit Aerger an,
 Rief dann dem Bildner sagen:
 „Grupello, lieber Meister, kann
 Ich solchen Vorwurf tragen?
 Nein! nimmermehr! drum schafft mir Rat!
 Gilt lieber gleich zur frischen That:
 Ich will ein Standbild gründen,
 Wie keines sonst zu finden!“ —

Der Meister, den es längst begehrt,
 Was Großes zu vollbringen,
 Ist durch den Auftrag hoch geehrt
 Und spricht: „Es wird gelingen!“
 Dann stunt er, formt und prüft und mißt,
 Bis der Entwurf vollendet ist,
 Bis daß er selbst mit Freuden
 Sich mag am Anblick weiden.

Auf einem Rosse, stolz und wild,
 In Rüstung, mit der Krone,
 Sitzt Johann Wilhelm, gütig, mild,
 Wie auf dem Herrscherthrone.
 Des edlen Rosses Auge sprüht,
 Des hohen Reiters Blick erglüht,
 Es hat ihm Geist und Leben
 Des Meisters Hand gegeben.

Es sah der Fürst des Bildes Pracht,
 In Staunen ganz verloren;
 Rief dann: „Dir Heil, der dies vollbracht,
 Heil mir, der dich erkoren!
 Wohl! mein Schatzamt ist bereit;
 Kauft Erz, es soll für alle Zeit
 Dies Kunstwerk ohne Gleichen
 Der Stadt zur Zier gereichen!“

Da ließen sie aus Spanien Zinn,
 Aus Schweden Kupfer kommen.
 Da ward die Form mit Künstlerfinn
 Modellgetreu entnommen.
 Gesellen schmolzen im Verein
 Im Gießhaus die Metalle ein;
 Und bald stand alles fertig,
 Des Gusses still gewärtig.

Auch zu den Bürgern war die Mär,
 Die frohe Mär gedrungen.
 Da stand's am Marktplatz dicht umher,
 Die Alten wie die Jungen,
 Zu hören, ob das Werk gelang.
 „Schaut! schaut! da eilt den Weg entlang
 Der Meister! Laßt uns sehen,
 Jetzt wird der Guß geschehen!“ —

Stumm harrend steht das Volk alsdann,
 Es zählt Grupellos Schritte.
 Der tritt zum Ofen still hinan
 In der Gesellen Mitte.

Jetzt schaut er in das Flammenreich,
 Er blickt zur Form, wird starr und bleich:
 „Es reicht nicht,“ stöhnt er leise, —
 „Weh' uns! — die glüh'nde Speise!“ —

Mit Schrecken hören sie das Wort;
 Kein Erz ist mehr zu finden!
 Da schleicht der Lehrbub schlau sich fort,
 Es draußen zu verkünden:
 „Was steht ihr Tölpel da und gafft?“
 So schrie er, „geht nur heim und schafft!
 Mögt gern ein Denkmal sehen?
 Haha! laßt's euch vergehen!“

„Was sagt der Bengel?“ rief's nimmermehr,
 „Er höhnt! haut ihn zu Schanden!“ —
 „Ich spotte nicht, bei meiner Ehr'!
 Kein Erz ist mehr vorhanden,
 Und was ihr glühen seht im Haus,
 Reicht nimmermehr zum Gusse aus.
 Von Ihm hab' ich's vernommen! —
 Haha! so mußt' es kommen!“

Da lief ein Murren durch die Reih'n,
 Dann rief's von allen Seiten:
 „Das Standbild muß gegossen sein,
 Und müßten wir's bestreiten!
 Wer hätte kein Metall im Haus?
 Wir holen es! wir helfen aus!
 Schmach dem, der nichts will geben!
 Hoch! Düsseldorf soll leben!“

Sie eilen fort; jetzt wogt's zurück,
 Die Männer, Kinder, Frauen,
 Mit Jubelruf, mit stolzem Blick; —
 Darf man dem Auge trauen?
 Denn Löffel, Kannen, silberrein,
 Erglänzen in dem Sonnenschein; —
 So naht's mit tausend Händen,
 Und alle wollen spenden.

Der Meister nimmt die Gaben an,
 Bewegt mit feuchten Augen,
 Und stammelt: „Dank euch, Mann für Mann,
 Kann alles kaum gebrauchen!“

